

beziehungsweise

JANUAR/FEBRUAR 2024

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG

WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|--|--|
| <p>1 STUDIE Kein erfülltes Leben ohne Kinder?
Soziale Normen
rund um den Kinderwunsch</p> | <p>6 THEMA Familien in der Urgeschichte
Wie prähistorische Archäologie
Familienforschung betreibt</p> |
| <p>5 SERIE Masterminds
der Familienforschung
Kurt Lüscher</p> | <p>8 SERVICE studie: Was macht eine gute Scheidung aus?
publikation: Familien in Österreich
publikation: Keine oder geringe Erwerbsbeteiligung
von Müttern und Vätern</p> |

STUDIE

Kein erfülltes Leben ohne Kinder?

Soziale Normen rund um den Kinderwunsch

VON EVA-MARIA SCHMIDT

In den Sozialwissenschaften wurden der Kinderwunsch und seine Verwirklichung ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts intensiv untersucht. Seit damals führen medizinische Fortschritte und diverse gesellschaftliche Umbrüche dazu, dass Menschen den Zeitpunkt der Elternschaft und die Anzahl ihrer Kinder weitgehend bestimmen können. Kinder zu bekommen ist seitdem Ergebnis eines Reflexions- und Entscheidungsprozesses und ein zunehmend optionales Ereignis in der Biografie eines Menschen, die insgesamt zunehmend von Kontingenz und Optimierungsbestrebungen gekennzeichnet ist. All diese Entwicklungen führten zu einem Rückgang der Fertilität und zu einer Zunahme nichtehelicher Geburten.

Auch Wertvorstellungen zu Geschlechterrollen und zur Familiengründung haben sich verändert. Der Aussage, dass Kinder für ein erfülltes Leben notwendig seien, stimmen immer weniger Menschen zu, vor allem, wenn vom Leben einer Frau die Rede ist (Schuster/Buber/Gisser 2009; Schmidt/Neuwirth 2023). Der Frage, was ein erfülltes Leben ausmacht,

widmete sich eine qualitative Studie im Jahr 2022 in Österreich (Schmidt/Buchebner-Ferstl 2023). Dieser Beitrag präsentiert Ergebnisse zu den Forschungsfragen, inwiefern Kinderwunsch und Kinder zu bekommen soziale Normen in Zusammenhang mit einem erfüllten Leben darstellen und inwiefern diese Normen in individuellen Biografien, Fertilitätswünschen und -entscheidungen relevant werden.

Österreich gilt als konservativ-familialistischer Wohlfahrtsstaat, mit stark vergeschlechtlichten Elternrollenvorstellungen und neoliberal geprägten familienpolitischen Maßnahmen, die Wahlfreiheit betonen. Gleichzeitig weist Österreich eine auf niedrigem Niveau stagnierende Geburtenrate auf. Unsere Studie beruhte auf Theorien zur Relationalität des persönlichen Lebens und zu sozialen Normen, die kollektiv als *empirische* Erwartungen geteilt werden und sich in individuellen Biografien als

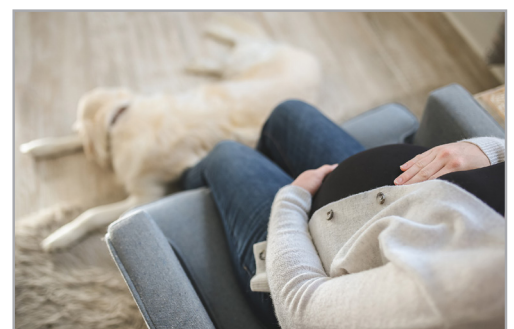


Bild: Cpark auf Pixabay

normative Erwartungen widerspiegeln. Die methodische Umsetzung erfolgte daher einerseits über Gruppendiskussionen mit Frauen und Männern in ganz Österreich (n = 22), andererseits wurden biografische Interviews mit Frauen und Männern (n = 9) in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens durchgeführt (siehe Tabelle). Ziel war es, die Relevanz sozialer Normen in Bezug auf den individuellen Kinderwunsch und dessen Realisierung zu verstehen.

Ist es noch normal, sich Kinder zu wünschen?

Die Ergebnisse der rekonstruktiven Analyse verdeutlichen, wie der Wunsch, Kinder zu bekommen und das Bestreben, diesen Wunsch zu verwirklichen, kontinuierlicher Bezugspunkt war – sowohl als empirische Erwartung in den Diskussionen als auch als normative Erwartung in den biografischen Interviews. In den Diskussionen wurde zum Beispiel betont, dass Entscheidungen gegen Kinder zwar „auch in Ordnung“ und „nicht verboten“ seien und dass es heute „auch ganz normal“ sei, keine Familie haben zu wollen. Menschen ohne Kinder würden „sicherlich auch ein erfülltes Leben haben“, und jeder könne „auch ohne Kinder ein sehr glücklicher Mensch“ sein. Im Gegensatz dazu wurde über Menschen, die Kinder haben und einen Kinderwunsch verwirklichen, nicht ausführlich diskutiert; ihr Verhalten und ihre Wünsche wurden in den Diskussionen nicht in gleichem Maße in Frage gestellt, betont oder begründet. Vielmehr erwarteten die Teilnehmer:innen implizit, dass diese Menschen ein erfülltes Leben haben.

Der Verzicht auf Kinder wurde in den Diskussionen zwar als gesellschaftlich akzeptierte Option genannt, insgesamt jedoch als nicht-normativer und nicht erwarteter, sowie zu hinterfragender und eher defizitärer Zustand konstruiert. Die Diskutant:innen gingen nicht davon aus, dass Menschen keine eigenen Kinder haben wollen, und sie erwarteten auch nicht, dass Menschen sich letztlich dafür entscheiden, keine Kinder zu haben. Viele Aussagen deuteten darauf hin, dass von einer Person, die keine Kinder hat, erwartet wurde, dass sie diesem Zustand Bedeutung beimisst, darüber nachdenkt oder die endgültige Entscheidung, ob sie Kinder haben möchte, hinauszögert und letztlich gut begründen kann. Außerdem wurde vermutet, dass Menschen, die sich gegen eigene Kinder entscheiden, ihre Entscheidung irgendwann bereuen oder darüber traurig sein könnten.

Die in den Gruppendiskussionen als empirische Erwartungen konstruierten sozialen Normen spiegeln sich in den erzählten Lebensgeschichten als

normative Erwartungen wider; beide Erwartungen waren jedoch maßgeblich geschlechtsspezifisch gerahmt.

Frauen wünschen sich Kinder ...

Der Kinderwunsch einer Frau wurde zwar nicht als „Rezept“ für ein erfülltes Leben angesehen, von ihr wurde aber ein „natürlicher“ Wunsch nach eigenen Kindern erwartet. Auch die interviewten Frauen verwiesen in ihren Erzählungen auf ein „natürliches“ Bedürfnis nach Mutterschaft. Eine Interviewpartnerin (IP8w¹) wollte unbedingt Kinder haben und suchte dafür einen passenden Mann, der ihr die Erfüllung ihrer Wünsche nach ihren Vorstellungen ermöglichte. Auch andere Frauen mit Kindern im Interview-Sample bezogen sich auf diese soziale Norm: Sie räumten beispielsweise ein, dass sie „nicht immer Mutter sein wollten“ (IP9w), wie es normativ zu erwarten gewesen wäre. Eine Interviewpartnerin in den Achtzigern (IP1w) bezog sich wiederum implizit auf die Norm, dass eine Frau Mutter werden sollte, als sie mit Bezug auf ihre beiden Schwestern erklärte, dass „wir zu dritt gerade mal eine Tochter zusammen bekommen haben“. Andere sprachen vom expliziten sozialen Druck, beispielsweise durch den Ehemann, Freund, Arzt oder Verwandte, die nachfragten und „auf die tickende Uhr“ (IP2w) verwiesen. In den Interviews mit den Männern wurden keine ähnlichen Überlegungen oder Erfahrungen geäußert.

Die Erfüllung des Kinderwunsches, so erwarteten die Diskutant:innen, ist für Frauen mit immensen Veränderungen, diffusen Erwartungen und ambivalenten Anforderungen verbunden. Diese kamen in den Diskussionen über Männer oder in den Interviews mit Männern nicht zum Ausdruck. Frauen würden „zwischen den Stühlen sitzen“, seien

Abbildung: Sample Gruppendiskussionen und Interviews

	ID weibl./ männl.	Alter	Kinder (davon im Haushalt)
Gruppe 1 Frauen	Aw:GD1	54	2
	Bw:GD1	59	3
	Cw:GD1	34	0
	Dw:GD1	25	0
	Ew:GD1	43	3 (1)
Gruppe 2 gemischt	Aw:GD2	35	1 (1)
	Bm:GD2	61	4
	Cw:GD2	52	3 (1)
	Dm:GD2	73	3
Gruppe 3 Frauen	Aw:GD3	66	2
	Bw:GD3	65	3
	Cw:GD3	52	0
	Dw:GD3	44	1
	Ew:GD3	25	0
Gruppe 4 gemischt	Am:GD4	20	0
	Bm:GD4	30	0
	Cw:GD4	80	0
	Dw:GD4	76	1
Gruppe 5 Männer	Am:GD5	59	1
	Bm:GD5	41	1 (1)
	Cm:GD5	46	2 (2)
	Dm:GD5	28	0
Interviewpartner:innen	IP1w	80	0
	IP2w	30	0
	IP3m	73	3
	IP4w	76	1
	IP5m	54	0
	IP6m	24	0
	IP7m	47	2 (2)
	IP8w	40	3 (3)
	IP9w	41	3 (1)

Erklärung: Aw: GD1 - Alphabetische Anonymisierung | Geschlecht | Nr. der Gruppendiskussion / IP1w - Interviewpartner:in | Nr. des Interviews | Geschlecht

Quelle: eigene Darstellung

¹ Erklärung der Abkürzungen: IP8w – Interviewpartner:in | Nr. des Interviews | Geschlecht / Aw:GD1 – Alphabetische Anonymisierung | Geschlecht | Nr. der Gruppendiskussion

von dem „Dilemma“ betroffen, sich zwischen Karriere und Kindern entscheiden zu müssen, und müssten „Glück“ haben, um „ohne Sorgen“ berufstätig sein zu können. In den Diskussionen über diese Situation der Frauen war die Frage entscheidend, ob und inwieweit sich Frauen entweder ihrer emotionalen und mütterlichen Seite oder ihren beruflichen Aktivitäten und persönlichen Zielen widmen wollten.

Einerseits gingen die Teilnehmer:innen davon aus, dass eine Frau „Opfer“ bringen und sich aus dem Arbeitsmarkt zurückziehen will, wenn sie Mutter wird. So wurde in den Diskussionen von Frauen gesprochen, die damit haderten, ihrer Mutterschaft keine Priorität einräumen und ihre Erwerbstätigkeit nicht zurückstellen zu können, entweder aufgrund der Notwendigkeit, Geld zu verdienen, oder aufgrund der Anforderungen ihrer Karriere. Diese Frauen – so wurde angenommen – würden daher möglicherweise keine Kinder haben wollen oder sich gegen eigene Kinder entscheiden, obwohl sie ursprünglich eine Familie gründen wollten. Entsprechend dieser normativen Erwartung kam eine Diskussionsteilnehmerin zu dem Schluss, dass sie „beruflich noch nicht so weit ist, (sie) will diese Verantwortung noch nicht übernehmen“ (Cw:GD2). Eine Interviewpartnerin (IP2w) erklärte im biografischen Interview zum Beispiel, sie fühle sich für diese Art der Mutterschaft nicht bereit und schloss daraus, dass sie angesichts der erwarteten erforderlichen Veränderungen in ihrem Leben „kein Kind braucht“. Diese normativen Erwartungen spiegelten sich auch in den sehr klaren und positiven Vorstellungen über das „Muttersein“ wider, das in den Augen einer anderen Interviewpartnerin (IP8w) Vorrang vor anderen Bedürfnissen oder Plänen einer Frau haben sollte und eine Berufstätigkeit nur in begrenztem Umfang erlaubte.

Andererseits gingen die Diskutant:innen davon aus, dass Frauen mit Kindern „auch arbeiten wollen“, da ein Rückzug aus dem Arbeitsmarkt für sie „unbefriedigend“ wäre. Dementsprechend wurde auch von Frauen gesprochen, die sich trotz ursprünglichem Familienwunsch gegen eigene Kinder entscheiden, wenn sich herausstellt, dass sich ihre beruflichen Ziele nicht verwirklichen lassen, weil der Partner oder die Lebensumstände dies nicht unterstützen würden. Im biografischen Interview bezog sich Interviewpartnerin IP1w beispielsweise auf diese normative Erwartung und berichtete, dass ihre Angst, ihren Beruf aufgeben zu müssen, sie letztlich dazu veranlasst hatte, sich gegen ein Kind zu entscheiden, das sich vor allem ihr Mann wünschte. In ähnlicher Weise erzählte eine 30-jährige Interviewpartnerin (IP2w), dass ihr Partner zwar eine Familie gründen, sie aber keine Kinder haben wolle, weil

sie befürchte, dass sie – nicht aber ihr Partner – ihre beruflichen und privaten Ziele aufgeben müsse, wenn sie Mutter werde.

... und begründen, wenn sie dies nicht tun.

Die normative Erwartung, sich als Frau Kinder zu wünschen, offenbarte sich auch in dem Bedürfnis und den Bemühungen, zu legitimieren, wenn Frauen dieser Erwartung nicht entsprachen. In den Gruppendiskussionen wurden vor allem für Frauen Argumente für Kinderlosigkeit eingebracht oder Gründe für deren Verzicht auf Kinder diskutiert. Frauen selbst rechtfertigten ihren Familienstatus, ohne in den Diskussionen oder Interviews explizit gefragt zu werden, formulierten ihre Gründe sachlich und emotionslos, argumentierten fundiert und entschlossen und präsentierten „ihre Haltung“ als stabil, klar und überzeugt. Einige der Frauen berichteten in den Diskussionen, dass sie „natürlich“ häufig über dieses Thema nachgedacht hätten und argumentierten beispielsweise, sie hätten gemerkt, „dass für viele Menschen Kinder zu einem erfüllten Leben gehören, [...] das hatte ich persönlich nie“ (Cw:GD3). Sie betonten wiederholt, dass sie „nie“ einen Kinderwunsch gehabt, beziehungsweise „keinen Bezug zu Kindern“ (IP9w) hatten.

Zur Legitimation berichteten diese Frauen außerdem, dass sie entweder davon ausgingen, dass sie nicht in der Lage sein würden, eine glückliche, emotional hingebungsvolle, verantwortungsvolle und „liebevolle Mutter“ zu sein, oder dass sie „überhaupt keine Mutter sein wollten“. Eine Interviewpartnerin (IP1w) gab zum Beispiel im Interview an, sie wäre eine „harte Mutter“ geworden, was retrospektiv zur Legitimation ihrer Entscheidung diene, kein Kind bekommen zu haben. Eine der interviewten Frauen mit Kind (IP9w) berichtete, dass sie früher Kinder als „nicht aufregend“ erlebte und dass diese „quengeln“ und „nur herumliegen“ würden, und legitimierte damit, dass sie lange Zeit keine Mutter werden wollte. Eine weitere interviewte Frau (IP4w) erzählte von sie überfordernden Erfahrungen bei der Betreuung ihrer Geschwister als Kind und begründete damit ihre Entscheidung gegen ein zweites Kind. Diese Teilnehmerinnen entsprachen damit den außerdem in den Diskussionen geäußerten Erwartungen, dass Frauen, die keine eigenen Kinder haben wollen, nicht Mütter werden würden – und auch nicht sollten, weil sie den Vorstellungen von guter Mutterschaft nicht entsprechen könnten. Diese Erwartungen wurden für Männer nicht formuliert.

Männer gründen eine Familie

Bei den Männern waren Überlegungen zum Wunsch nach eigenen Kindern, zur Frage, ob Kinder für ein erfülltes Leben notwendig sind, zu den Folgen des

Kinderkriegens oder zur Notwendigkeit, Kinderlosigkeit zu rechtfertigen, in den Daten nicht derart ausgeprägt abgebildet. Die empirischen Erwartungen an Männer waren in den Gruppendiskussionen weniger klar und nicht so kontingent und komplex wie jene an Frauen. Die Interviews mit Männern spiegelten keine Erfahrungen mit klaren normativen Erwartungen hinsichtlich ihres Wunsches nach eigenen Kindern oder mit den Konsequenzen ihrer Kinderwunschtscheidungen wider. Die Gründung einer Familie wurde von Männern stattdessen als beinahe nebensächliches Ereignis beschrieben (bspw. IP7m), als „irgendwie selbstverständlich, nicht mal besonders geplant irgendwie, sondern irgendwie klar, es ist einfach passiert“ (IP3m). In anderen Interviews mit Männern (bspw. IP5m) wurden Kinderwunsch und eigene Kinder in der gesamten Erzählung gar nicht thematisiert und auch nicht näher erläutert, warum dies kein Thema war.

Ein erfülltes Leben mit Kindern – oder ein überfülltes?

Die Ergebnisse zeigen eindrücklich, dass soziale Normen in Bezug auf den Kinderwunsch im Konflikt mit weiteren sozialen Normen stehen, denen Frauen und Männer entsprechen sollten. Als herausfordernd stellte sich der Konflikt mit sozialen Normen in Bezug auf geschlechtsspezifische Elternschaft heraus. Die Frauen, die an dieser Studie teilnahmen, sahen sich einem größeren Druck ausgesetzt als die Männer, eigene Kinder haben zu wollen oder ihr Verhalten zu erklären, wenn sie von dieser Norm abwichen; gleichzeitig mussten sie sich mit normativen Erwartungen darüber auseinandersetzen, wie sie sich als gute Mutter verhalten sollten. Für Frauen, nicht jedoch für Männer, ist diese Diskrepanz in den normativen Erwartungen von hoher Relevanz, lange bevor sie überhaupt anfangen, einen Kinderwunsch zu entwickeln.

Darüber hinaus stehen gesellschaftliche Normen rund um den Kinderwunsch im Widerspruch zu neoliberalen Vorstellungen von idealen, wirtschaftlich produktiven, unternehmerischen und unabhängigen Bürger:innen, die nach Selbstoptimierung streben und Selbstverantwortung übernehmen. Vor diesem Hintergrund ist jede Entscheidung, die eine Frau trifft, potenziell falsch: Entscheidet sie sich für die Verwirklichung ihres Kinderwunsches, muss sie befürchten, dies aufgrund der Unvereinbarkeit von Mutterschaft und ökonomischer Unabhängigkeit irgendwann zu bereuen; entscheidet sie sich hingegen gegen die Mutterschaft, müsste sie ebenso befürchten, dies irgendwann zu bereuen, zumal diese Entscheidung später nicht mehr optimiert

und rückgängig gemacht werden kann, auch wenn die neoliberale Logik der lebenslangen Optimierung dies zu versprechen scheint.

Diese Erwartungen, Konsequenzen und Annahmen über die Zukunft gelten nicht in gleicher Weise für Männer. Aber auch für Männer scheint die Entscheidung für Kinder zunehmend schwierig, da sie nach wie vor mit den normativen Erwartungen konfrontiert sind, für die finanzielle Absicherung der Familie verantwortlich zu sein und einen angemessenen Arbeitsplatz zu haben, was angesichts der prekären Arbeitsmarktbedingungen oft schwer zu erreichen ist. Gleichzeitig stehen diese normativen Erwartungen an gute Vaterschaft im Widerspruch mit dem zunehmenden Wunsch von Männern nach mehr Zeit für Kinderbetreuung und nach einer erfüllenden Vater-Kind-Beziehung.

Die Studie kommt daher zu dem Schluss, dass diese Widersprüche in den normativen Erwartungen bezüglich der Entwicklung und Realisierung eines Kinderwunsches für Frauen andere Bedeutung und Auswirkung haben als für Männer. Zum einen bleiben geschlechtsspezifische Erwartungen an gute Mutterschaft und gute Vaterschaft persistent. Zum anderen bestehen politische Zielsetzungen, die die individuelle Entscheidungsfreiheit betonen. Diese gleichzeitigen und unklaren Erwartungen und Anforderungen führen zu Widersprüchen, die von Frauen und Männern weiterhin auf individueller Ebene gelöst werden müssen – eine Aufgabe, die eine Entscheidung für Kinder in Österreich zunehmend zu erschweren scheint.

Die individuellen Reflexions- und Entscheidungsprozesse, die in dieser qualitativen Studie rekonstruiert wurden, spiegeln wider, dass Frauen im Vergleich zu Männern mit ganz anderen widersprüchlichen Belastungen konfrontiert sind. Sie werden außerdem stärker für die Folgen ihrer individuellen Entscheidungen verantwortlich gemacht, was wiederum ihre Entscheidung für ein eigenes Kind erschweren kann. Das Verständnis dieser Zusammenhänge kann zur Erklärung beitragen, warum die elterliche Verantwortung nach wie vor geschlechtsspezifisch verteilt ist und die Fertilitätsraten in Österreich auf niedrigem Niveau stagnieren. ■

Kontakt

eva-maria.schmidt@oif.ac.at

Literatur

- Schuster, Julia; Buber, Isabella; Gisser, Richard (2009): Einstellung zu Ehe und Familie. In: Buber, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Wien: VID & ÖIF, S. 16–17.
- Schmidt, Eva-Maria; Buchebner-Ferstl, Sabine (2023): Kinderwunsch und Lebenszufriedenheit. Zur Bedeutung eigener Kinder für ein erfülltes Leben. Wien: ÖIF (ÖIF Forschungsbericht 49). DOI: 10.25365/phaidra.422
- Schmidt, Eva-Maria; Neuwirth, Norbert (2023): Sind Kinder wichtig für ein erfülltes Leben? In: Neuwirth, Norbert; Buber-Ennser, Isabella; Fux, Beat (Hg.): Familien in Österreich. Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten. Wien: ÖIF, S. 28. DOI: 10.25365/phaidra.450

Zur Autorin

Dr. Eva-Maria Schmidt ist Soziologin und Ethnologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie sowie am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten Elternschaft, Geschlechterrollen und Arbeit.

Masterminds der Familienforschung

Kurt Lüscher

Interdisziplinärer Familien- und Generationensoziologe

VON RUDOLF K. SCHIPFER

Kurt Lüscher wurde am 6. Juli 1935 in Luzern (CH) geboren. Nach dem Schulbesuch absolvierte er eine pädagogische Ausbildung und wirkte 1954/55 als Primarschullehrer. Daneben war er journalistisch tätig. In weiterer Folge begann er ein Studium der Nationalökonomie an der Universität Bern, das er 1961 abschloss und war dann Assistent am Institut für Soziologie. 1964 wurde er mit einer Dissertation über den Beruf des Gymnasiallehrers promoviert. Anschließend ging er als Gastwissenschaftler in die USA. 1966 erfolgte seine Habilitation, bei der er sich mit dem Prozess der beruflichen Sozialisation beschäftigte. 1968 wurde er Extraordinarius an der Universität Bern. 1969/70 war er wieder in den USA, unter anderem als Gastprofessor.

Wurzeln in der Sozialisationsforschung

Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten widmeten sich der Bildungs- und Berufssoziologie sowie dem Thema Sozialisation, mit dem er sich in den Vereinigten Staaten intensiv beschäftigte. Die Zeit in den USA war für sein Denken und Arbeiten grundlegend und führte Lüscher von der Sozialisation weiter zu den Themen Familie und Sozialpolitik und später zur Familienpolitik.

1970 erfolgte die Berufung zum Ordinarius für Soziologie an der Universität Konstanz. Die dort unter ihm aufgebaute Kompetenz im Bereich Familienwissenschaft bewog 1989 das Land Baden-Württemberg, an seiner Universität einen Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft und Familie“ einzurichten, den Lüscher leitete. Im Jahr 2000 wurde er emeritiert, blieb aber weiterhin wissenschaftlich tätig. Seine Arbeitsfelder gehen laut Selbstdarstellung über Bildungs- und Berufssoziologie sowie Familien(politik) und Generationenbeziehungen hinaus und umfassen auch die Soziologie des Kindes, Medienwirkungen und Medienethik sowie das Thema Ambivalenzen.

Das Konzept der Ambivalenz

Im Zentrum des Forschungsschwerpunktes „Gesellschaft und Familie“ stand für Lüscher die Analyse der sozialen Bedeutung von Familie, die er als vielfältig und zugleich widersprüchlich wahrnahm. Daraus entwickelte Lüscher das Konzept der Ambivalenz. Familie- und Generationenbeziehungen können demnach nicht entweder als solidarisch oder als konfliktbehaftet verortet werden, denn Alltagserfahrungen und Blicke in frühere Epochen zeigen, dass trotz der Widersprüchlichkeit ein Sowohl-als-auch

diese Beziehungen am besten beschreibt. Ambivalenzen sind nicht per se als negativ anzusehen, denn sie fordern das Individuum und fördern damit die Kreativität. Diese ist neben der Routine Teil des sozialen Handelns, denn Beziehungen müssen trotz institutioneller Einbettung immer auch gestaltet werden.

Familienrhetorik und Familienpolitik

Bei der Beschäftigung mit dem Thema Familie traf Lüscher auf unterschiedliche Sichtweisen und Zugänge in der Öffentlichkeit und in der Politik. Er hat für den wertenden Diskurs, speziell wenn es darum geht, normative Vorgaben über Familie zu machen, den Begriff Familienrhetorik geprägt. Familienpolitik und Familienrhetorik sind dabei kommunizierende Gefäße, denn Familienpolitik setzt eine gesellschaftliche Definition von Familie und damit eine Diskussion über Familie voraus, beispielsweise wenn es darum geht, den Adressatenkreis familienpolitischer Maßnahmen festzulegen.

Neben der theoretischen Beschäftigung mit Familienpolitik hat Lüscher auch Überlegungen zur praktischen Umsetzung angestellt. Das oberste Ziel einer zukunftsgerichteten Familienpolitik ist es für ihn, gesellschaftliche Rahmenbedingungen zur Bildung von Humanvermögen zu schaffen. Die damit verbundene Anerkennung und Förderung der Leistungspotenziale von Familien ist für Lüscher aber nicht eine Aufgabe des Staates allein, sondern auch von nichtstaatlichen Trägern und Initiativen.

Kurt Lüscher war es stets eine Verpflichtung, wissenschaftliche Erkenntnisse in die Öffentlichkeit zu tragen und Wissenschaft mit der Gesellschaft zu verknüpfen. Neben seiner Forschungstätigkeit war er deshalb auch beratend tätig, unter anderem im wissenschaftlichen Beirat beim deutschen Bundesfamilienministerium oder auch in der eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen. ■

Kontakt

rudolf.schipfer@oif.ac.at

Zum Autor

Mag. Rudolf Karl Schipfer ist Ethnologe und Historiker. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung ist er Chefredakteur des „beziehungsweise“.

Prof. Kurt Lüscher 2018 bei der Changetagung der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW



Foto: Christian Jaeggi

Literatur

Kaufmann, Franz X. (2019): Bevölkerung – Familie – Sozialstaat: Kontexte und sozialwissenschaftliche Grundlagen von Familienpolitik – Herausgegeben von Tilman Mayer. Wiesbaden: Springer.

Lange, Andreas; Lettke, Frank (2005): Soziologie im „discovery mode“. Kurt Lüscher zum 70. Geburtstag am 6. Juli 2005. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 57 (4), S. 771–772. www.kurtluescher.de

Werke – Eine Auswahl

2003: Warum Familienpolitik? Argumente und Thesen zu ihrer Begründung. Bern: Eid. Koordinationskommission für Familienfragen.

2003: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag (zus. mit Ludwig Liegle).

2004: Intergenerational Ambivalences: Perspectives on parent-child relations in later life. Amsterdam u. a.: Elsevier (hgg. mit Karl Pillemer).

2017: Generationen: Generationenbeziehungen, Generationenpolitik. Ein mehrsprachiges Kompendium. Konstanz: Universität Konstanz (zus. mit anderen Autoren, übersetzt in 17 Sprachen).

Familien in der Urgeschichte

Wie prähistorische Archäologie Familienforschung betreibt

VON KATHARINA REBAY-SALISBURY

Das Beziehungsnetzwerk von Familie und Freunden, in dem wir uns als Menschen wiederfinden, ist nicht nur heute von tragender Bedeutung, sondern war auch in der Urgeschichte fundamentaler Erlebnis- und Erfahrungsraum für jede:n Einzelne:n in der Gesellschaft. Bereits wesentliche evolutionäre Schritte, wie die Entwicklung eines großen Gehirns, der aufrechte Gang, die Fähigkeit zu sozialer Kooperation und die gemeinschaftliche Kinderbetreuung bedingen sich gegenseitig. Mutterschaft und Kindererziehung, die oft fälschlich als natürliche und selbstverständliche Bestandteile des Lebens von Frauen der Vergangenheit gesehen werden, sind stark von kulturellen Konventionen und historisch bedingten sozialen Praktiken geprägt. Aus diesem Grund ist Familienforschung auch für die prähistorische Archäologie ein zentrales Thema.

Anders als historische Disziplinen kann sie sich nicht auf schriftliche Aufzeichnungen und Dokumente stützen, doch steht der Bioarchäologie heute ein breites Methodenspektrum zur Verfügung. Die Archäologie der Mutterschaft untersucht, ob alle oder nur eine Auswahl von Frauen Mütter wurden, in welchem Alter sie das erste Kind zur Welt brachten, und wie viele und in welchem Abstand sie Kinder hatten. Mütter- und Kindersterblichkeit, aber auch soziale Reaktionen auf Schwangerschaft, Geburt und Kindererziehung werden untersucht.

Gräber und menschliche Überreste

Vieles, was wir über Familien der Urgeschichte wissen, leiten wir aus Gräbern und den in ihnen enthaltenen menschlichen Überresten ab. Die Beobachtung archäologischer Kontexte, etwa die Lage der Toten zueinander oder die Distanz zwischen bestatteten Körpern, liefern wichtige Informationen. Enge Familienbeziehungen wurden mitunter durch gemeinsame Bestattungen in einem Grab inszeniert. Grabbeigaben, die mit den Toten ins Grab gelegt werden, weisen auf soziale Rollen und Identitäten, aber auch auf Zugang zu materiellen Gütern und die Position einer Person in der Hierarchie der Gesellschaft hin.

Der Werkzeugkasten der Bioarchäolog:innen, der zur Analyse menschlicher Überreste eingesetzt wird, erweitert sich stetig. Hier kommen ganz unterschiedliche Arten von Daten zusammen, die entsprechend ihres Kontextes interpretiert werden müssen. Die Erfassung von Alter und Geschlecht aufgrund morphologischer

Merkmale sowie das Erkennen makroskopischer Spuren von krankhaften Veränderungen gelten als Grundvoraussetzungen für weitere Studien, wobei der Schätzung des biologischen Geschlechts für viele weiterführende Studien eine Schlüsselrolle zukommt. Schwangerschaft und Geburt können Spuren im weiblichen Körper hinterlassen, etwa im Zahnzement oder in Veränderungen am Beckenknochen (Rebay-Salisbury u. a. 2018).

Mit der Entwicklung neuer Methoden der Geschlechtsbestimmung in den letzten Jahren sind Durchbrüche gelungen. Ist genügend alte DNA erhalten, kann eine Geschlechtsbestimmung auch genetisch erfolgen, wobei mitunter auch nicht-binäre Chromosomenvariationen erkannt werden (z. B. Moilanen u. a. 2021). Doch auch bei schlecht erhaltenen Proben können geschlechtsspezifische Peptide, die im Zahnschmelz enthalten sind, durch Nano-Flüssigkeitschromatographie-Tandem-Massenspektrometrie (nanoLC-MS/MS) identifiziert werden (Rebay-Salisbury u. a. 2022).

Mobilität, Migration und Heirat

Geschlechterspezifische Mobilität kann Hinweise darauf geben, wie Partnerwahl und Heiratsysteme in der Urgeschichte organisiert waren. Im Lebenslauf jedes Organismus werden durch die Ernährung in den Knochen und Zähnen chemische Signaturen gespeichert, die Anhaltspunkte zur Rekonstruktion menschlicher Lebensbedingungen liefern können (Buikstra u. a. 2022). Strontiumisotopenverhältnisse im Zahnschmelz etwa können auf die Region schließen lassen, in der ein Mensch aufwuchs. Sie hängen unter anderem von der Auswahl der Nahrung, der Nähe zum Meer, dem Klima und dem geologischen Untergrund ab.

Da die Entwicklung von Zähnen in unterschiedlichen Lebensabschnitten erfolgt, kann auch ein Ortswechsel im Kindheits- und Jugendalter nachgewiesen werden. Ausgehend von Untersuchungen einzelner Individuen können so für ganze Gemeinschaften und Populationen Muster erkannt werden. Hinweise auf individuelle Mobilität und Migration, kombiniert mit Geschlechtsbestimmung der beprobten Individuen, lassen Sozialsysteme fassen, die Adoption oder Kinderbetreuung außerhalb der Familie oder Matri- und Patrilokalität nach der Hochzeit umfassen.

Abbildung: „Baby-Fläschchen“, Spätbronzezeitliches Sauggefäß aus Franzhausen-Kokoron, Niederösterreich (ca. 1000 v. Chr.).



Foto: K. Rebay-Salisbury

Alte DNA enthüllt Verwandtschaftsbeziehungen

Zu den spannendsten Entwicklungen in der Archäogenetik der letzten Jahre zählt die Erforschung von Verwandtschaftsverhältnissen in prähistorischen Gräberfeldern. Wurden bis vor Kurzem immer nur wenige Individuen jedes Friedhofs beprobt, um die Zugehörigkeit zu ethnischen Gruppen erfassen zu können, wird heute darauf geachtet, möglichst jedes einzelne Individuum zu analysieren. Dadurch hat sich gezeigt, dass prähistorische Friedhöfe in Europa zumeist Familienfriedhöfe sind, die über wenige Generationen belegt wurden.

In der Mehrzahl der Gräberfelder ist die Abstammung über die väterliche Linie nachweisbar, also eine patri-lineare Gesellschaftsstruktur. Die Details der Familienstammbäume lassen auf weitere Aspekte sozialer Organisation schließen. So kann eine geringe Anzahl an Halbgeschwistern etwa auf Monogamie oder serielle Monogamie hinweisen, viele Halbgeschwister mit demselben Vater auf polygame Familien. Im bayerischen Lechtal wurden über hundert Individuen der Glockenbecher- und Frühbronzezeit einer detaillierten Isotopen- und DNA-Analyse unterzogen, wobei erkannt wurde, dass immer wieder offensichtlich wohlhabende, fremde Frauen in die Gemeinschaft integriert wurden – deren Nachkommen fehlen allerdings auf dem Gräberfeld (Mittnik u. a. 2019). Das weist auf ein patrilokales Heiratsystem hin, in dem Frauen die Geburtsfamilie verließen und andernorts Wurzeln schlugen. Anders stellte sich die Situation im frühbronzezeitlichen Gräberfeld von Drasenhofen dar, wo kürzlich auch der derzeit älteste Nachweis des Pesterregers *Yersinia pestis* in Österreich gelang (Neumann u. a. 2023). In dieser kleinen Grabgruppe waren auch erwachsene Töchter und ihre Nachkommen bestattet. Noch ist die Anzahl der Fallstudien zu gering, um aus den Einzelstudien allgemein gültige Schlüsse zur Gesellschaftsorganisation größerer Zeitabschnitte und Räume zu ziehen.

Geburt, Stillen und Kinderernährung

Trotz hoher Kindersterblichkeit, die in prähistorischen Populationen auf bis zu 50 % geschätzt wird, kann davon ausgegangen werden, dass durch das Stillen die emotionale Beziehung zwischen Müttern und ihren Kindern vertieft wurde. Bei einer Untersuchung eines Mutter-Kind Grabes aus dem frühbronzezeitlichen Gräberfeld von Unterhautzenthal hat sich jedoch keine Verwandtschaft über die mütterliche Linie ergeben (Rebay-Salisbury u. a. 2023); hier kann man nicht nur an väterliche Verwandte, sondern auch an Ammen und Kindermädchen denken, die bei der gemeinsamen Kinderbetreuung eine Rolle spielten.

Ob, von wem und wie lange gestillt wurde, ist neben biologischen Faktoren auch von der kulturellen Einbettung des Stillens abhängig. In Jäger-Sammler-Gesellschaften werden Kinder oft jahrelang gestillt, was zu großen Abständen zwischen den Geburten führte. Durch die Einführung des Ackerbaus und der Viehzucht im Zuge der Neolithisierung waren genügend Lebensmittel vorhanden, die als Beikost geeignet waren, und die Ernährungssicherheit stieg. Die Geburtenabstände verkleinerten sich und ein Geburtenanstieg führte zum Bevölkerungswachstum. In Gesellschaften mit ausgeprägten Eliten wird wiederum das Stillen hochgestellter Damen an Ammen ausgelagert, um eine hohe Anzahl von Nachkommen zu sichern. Die Stilldauer und der Zeitpunkt des Abstillens kann bio-archäologisch durch Anreicherung des δ^{15} Stickstoffisotops¹ in Knochen und Zähnen von gestillten Babys und Kleinkindern nachgewiesen werden. Schließlich sind besonders zum Zeitpunkt der beginnenden Urbanisierung erste Babyfläschchen aus Keramik nachgewiesen, die davon zeugen, dass das Füttern von Babys und Kleinkindern auch von anderen Bezugspersonen als der Mutter wahrgenommen werden konnte (Rebay-Salisbury u. a. 2021).

Es braucht ein Dorf, um ein Kind großzuziehen, und eine große, interdisziplinäre Forschungsgemeinschaft für die Familienforschung in der Urgeschichte. Zu eruieren, wie die arbeitsintensiven Aufgaben der Kinderbetreuung wie Tragen, Wickeln, Stillen, Füttern, Spielen, Gefahren abwehren, Erziehen und Unterrichten in prähistorischen Gesellschaften verteilt waren, bringt Einsichten in Geschlechterverhältnisse und soziale Organisation. ■

Kontakt

katharina.rebay-salisbury@univie.ac.at

Zur Autorin

Dr. Katharina Rebay-Salisbury ist Professorin für Urgeschichte des Menschen an der Universität Wien und leitet die Forschungsgruppe „Prähistorische Identitäten“ an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ihre aktuelle Forschung beschäftigt sich mit biologischem und sozialem Geschlecht, Mutterschaft, Verwandtschaft, Mobilität und Migration.

Literatur

- Buikstra, Jane E.; DeWitte, Sharon N.; Agarwal, Sabrina C. u. a. (2022): Twenty-first century bioarchaeology: Taking stock and moving forward. In: *American Journal of Biological Anthropology* 178 (S74), S. 54–114.
- Mittnik, Alissa; Massy, Ken; Knipper, Corina u. a. (2019): Kinship-based social inequality in Bronze Age Europe. In: *Science* 366 (6466), S. 731–734.
- Möilanen, Ulla; Kirkinen, Tuija; Saari, Nelli-Johanna u. a. (2021): A woman with a sword? – Weapon grave at Suontaka Vesitorninmäki, Finland. In: *European Journal of Archaeology* 25 (1), S. 42–60.
- Neumann, Gunnar; Furtwängler, Anja; Portel, Patricia u. a. (2023): *Yersinia pestis* im frühbronzezeitlichen Gräberfeld von Drasenhofen. Die derzeit ältesten Pest-toten Österreichs in ihrem kulturhistorischen Kontext. In: *Archaeologia Austriaca* 107 (in Druck).
- Rebay-Salisbury, Katharina; Pany-Kucera, Doris; Spannagl-Steiner, Michaela u. a. (2023): Tracing mother-child relations in Austrian Early Bronze Age communities through mitochondrial DNA. In: Mellner, Harald; Krause, Johannes; Haak, Wolfgang u. a. (Hg.): *Kinship, sex, and biological relatedness. The contribution of archaeogenetics to the understanding of social and biological relations, proceedings of the 15th Archaeological Conference of Central Germany. Halle/Saale: Landesmuseum für Vorgeschichte*, S. 213–226.
- Rebay-Salisbury, Katharina; Bortel, Patricia; Janker, Lukas u. a. (2022): Gendered burial practices of early Bronze Age children align with peptide-based sex identification: A case study from Franzhausen I, Austria. In: *Journal of Archaeological Science* 139, 105549.
- Rebay-Salisbury, Katharina; Dunne, Julie; Salisbury, Roderick B. u. a. (2021): Feeding babies at the beginnings of urbanization in Central Europe. In: *Childhood in the past* 14 (2), S. 102–124.
- Rebay-Salisbury, Katharina; Pany-Kucera, Doris; Spannagl-Steiner, Michaela u. a. (2018): Motherhood at early Bronze Age Unterhautzenthal, Lower Austria. In: *Archaeologia Austriaca* 102, S. 71–134.

¹ Stickstoff spiegelt die Menge an tierischem Protein in der Nahrung wider, zu der auch Muttermilch gehört. Stillen reichert Säuglinge im Vergleich zu ihren Müttern mit δ^{15} N an. Bei der Geburt weisen Neugeborene ähnliche δ^{15} N-Werte wie ihre Mütter auf, aber das Stillen hebt den Säugling auf eine höhere trophische Ebene, was zu einem Anstieg von zwei bis drei Prozent führt. Tiermilch, die von Pflanzenfressern mit niedrigeren Trophiestufen stammt, senkt dagegen den δ^{15} N-Wert, ebenso wie das Zufüttern von Getreidebasierter Nahrung, die reich an Kohlenhydraten ist.



Was macht eine gute Scheidung aus?

Teilnehmer:innen für Gruppendiskussionen gesucht

Am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) wird zurzeit eine interdisziplinäre Studie mit dem Titel „Die gute Scheidung“ durchgeführt. Dazu werden Männer und Frauen aus ganz Österreich gesucht, die bereits einmal geschieden wurden und sich im Rahmen einer Online-Diskussion zu ihren Erfahrungen mit dem österreichischen Scheidungsrecht und der gerichtlichen Praxis austauschen. Die Inhalte dieser Fokusgruppen werden streng vertraulich behandelt und ausschließlich anonymisiert für wissenschaftliche Zwecke verwendet. Nach Anmeldung zu einer Gruppendiskussion erhalten Sie weitere ausführliche Informationen.

Kontakt: Dr. Eva-Maria Schmidt (Projektleiterin am ÖIF)
Anmeldung: E-Mail: eva-maria.schmidt@oif.ac.at
Tel. 01 4277 48909 oder über den QR-Code



Familien in Österreich

Aktuelle Daten und Fakten zu demografischen Entwicklungen

Der Wandel von Familienstrukturen und Geschlechterrollen, die Verschiebung der Altersstruktur und die Migration sind Fakten, die oft nicht ausreichend beachtet werden. Das Generations and Gender Programme (GGP), ein internationales Erhebungsprogramm vorrangig in Europa, widmet sich diesen Veränderungen. Der österreichische GGP-Teil wurde vom Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) geleitet. Die Ergebnisse der zweiten Erhebungswelle 2022/23 werden in dieser Broschüre zusammengefasst. Sie liefert kompakte Betrachtungen zu Themen wie Familie und Partnerschaft, Kinderwunsch, Familien als Leistungsträger, ökonomische Situation und Wohlbefinden sowie Krisen und deren Auswirkungen.

Publikation: Neuwirth, Norbert; Buber-Ennser, Isabella; Fux, Beat (Hg.): Familien in Österreich. Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten. Wien: ÖIF.
DOI: 10.25365/phaidra.450 (Deutsch), DOI: 10.25365/phaidra.449 (Englisch)



Keine oder geringe Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern

Auswertung der Mikrozensus-Erhebung 2022

Seit 2021 werden im Rahmen der von der Statistik Austria laufend in Österreich durchgeführten Mikrozensus-Erhebung durch eine Reihe von Zusatzfragen Ursachen erhoben, warum Personen, die aufgrund von Betreuungspflichten in Teilzeit oder nicht erwerbstätig sind, kein Betreuungsangebot in Anspruch nehmen. Die Antworten darauf werden in einem aktualisierten ÖIF-Factsheet über Mütter und Väter nach dem Alter des jüngsten Kindes ausgewertet und in Bezug zur Grundgesamtheit gestellt. Ergänzend zu den Ergebnissen wird die Auswertungslogik entsprechend der Fragen bei der Mikrozensus-Erhebung dargestellt.

Publikation: Baierl, Andreas (2023): Gründe von Eltern für keine oder geringe Erwerbsbeteiligung. Auswertung der Mikrozensus-Erhebung 2022. Wien: ÖIF (ÖIF Factsheet). [Link](#) zum Factsheet

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungsweise@oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Mag. Rudolf K. Schipfer, Irmgard Lercher Barton
Fotos und Abbildungen: Cparko auf Pixabay (S. 1) | Eva-Maria Schmidt (S. 2) | Christian Jaeggi (S. 5) | Rebay-Salisbury (S. 6) | ÖIF (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramtes/Frauen, Familie, Integration und Medien (BKA/FFIM) über die Familie & Beruf Management GmbH (FBG) sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.

Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) Mediengesetz:

Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form. Die Redaktion wählt die Themen aus und lädt Autor:innen ein. Die Beiträge geben die Meinungen der Autor:innen wieder, welche die alleinige Verantwortung für Inhalt und Einhaltung der wissenschaftlichen Standards tragen. Alle Angaben in den Artikeln erfolgen ohne Gewähr. Die Haftung der Mitwirkenden oder des ÖIF ist ausgeschlossen.